

55]

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Diese glückliche Sicherheit drückte auch ihrem Verhältnis zu den Nonnen ihren Stempel auf. Sie betrachtete sie als Kinder, deren Hirn etwa um das achte Lebensjahr in seiner Entwicklung stehengeblieben war, und verkehrte demgemäß mit ihnen.

Sie wußten, daß sie außerhalb des Glaubens stehe; denn sie war ehrlich. Aber sie bürdete ihnen nie ihre Gedanken auf. Welchen Nutzen sollte es haben, Fragen zwischen sie zu werfen, die zu lösen sie weder Verstand noch Kenntnisse besaßen? Sie waren ja doch zu unmündig, um je selbständige Menschen zu werden.

So ließ sie sie denn ihre kleinen erbaulichen Geschichten erzählen und für sie beten.

Sie war ihnen für alles dankbar. Sie wußte, daß sie sie lieb hatten und alles aus einem einfältigen, aber guten Herzen heraus taten.

In diesem Sinne beugte das Kloster sie nicht mehr.

Trotz allem, was ihr Herz erfüllte, vergaß sie doch ihre Bücher nicht. Oft stieg die Sonne auf, ehe sie ihre Arbeiten beendete. Mit Verzweiflung bemerkten die Schwestern, wie ihre Züge vor Magerkeit scharf wurden. Tiefe, blaue Schatten lagen unter ihren Augen; aber diese brannten so lebendig wie zwei glühende Kohlen.

Und sie war stark wie die mageren sehnigen Raubtiere.

24.

Angelo sah im Speisezimmer allein bei Tische und verschlang das Frühstück mit seiner gewohnten Hast. Zwischen den Gerichten spazierte er ungeduldig und nervös im Zimmer auf und ab, die Hände in den strammen Hosentaschen, die wie an einem Kinderkleidchen vorne saßen.

Die Fenster standen offen, um einen dicken, süßen Duft von Blumen auszulüften, der an Wänden und Teppichen hing und nicht heraus wollte, einen Blütenbrodem, der seit Rufiddas Tode alle Gemächer mit seiner quälenden Grabstimmung füllte.

Eine junge Nonne in schwarzer Tracht mit weißer Haube und Wand und einem über das Antlitz gebreiteten leeren, entseelten Schwesterlächeln schob sich durch die Lüre des Schlafzimmers und sagte gedämpft:

„Die Gräfin ist wach. Ich glaube, sie würde den Grafen gern sehen.“

Angelo bedachte sich einen Augenblick, ehe er hereinging, ganz bedrückt und verlegen.

Wach und verwirrt lag Bionda auf dem Bette, das mitten in das Zimmer geschoben war, so daß sie durch die offenen Altantüren in die funkelnden Sonnenfernern hinausblicken und den segelnden Schwalben folgen konnte.

Angelo trat dicht zum Bette hin, und sie wandte den Kopf halb, um ihn zu sehen.

„Wie fühlst Du Dich?“

„Ich fühle den Tod nahen,“ sagte sie still.

Sie sah ihn an mit einer strahlenden Feierlichkeit, als umfasse sie ihn und sein Leben, ja die ganze Welt in einem letzten Abschiedstauschen. Er kannte diesen Blick. Genau so hatte Rufidda an ihrem letzten Tage in ihn hineingehaut. Er senkte die Augen, und es fror ihn in seiner Brust bei diesem Gruße des Todes.

Mit leicht bebender Stimme sagte er.

„Es ist bloß Rufiddas Tod, der Dir im Kopfe liegt. Deine Augen sind ja so klar. Du stirbst nicht an einem so strahlenden Oktobertage.“

Sie sah wieder hinaus in das blaue Luftmeer, ohne zu antworten; vielleicht hörte sie nicht. Es war eine Spannung in ihrem Blicke, als bemühte sie sich, einen Gedanken festzuhalten.

Es klopfte an die Tür. Die Schwester ging hin und nahm den Bescheid entgegen.

Der Wagen wartete auf Angelo.

„Ich muß zu den Minen hinaus.“

„Ja,“ sagte sie, als berühre es sie nicht.

„Es tut mir leid, daß ich von Dir gehen muß; aber es ist höchst notwendig, ganz unaufschiebbar. Ich bin übrigens vor Abend zurück.“

Er beugte sich über sie, um ihre Stirn zu küssen. Er fühlte deren Kälte mit einem Schauer und bemerkte das schwache Keuchen ihres Atems.

Während er sich aufrichtete, wandte sie ihm wieder das Haupt mit demselben eindringlichen Blicke zu:

„Angelo . . .“

„Ja, Liebe . . .“

„Wenn ich Gianandrea sehen könnte, ehe ich sterbe . . .“

„Er ist ja verlobt — und Du weißt, wir sind keine Freunde. Er wird kaum kommen.“

„Ich weiß, daß er kommen wird. Ich habe es geträumt. — Und Du wirst mir meine letzte Bitte nicht verweigern?“

„Ich will es versuchen!“ sagte er ausweichend

„Dank, Angelo! Und nun Lebewohl! Du bist auf Deine Art gut gegen mich gewesen. Lebe wohl, mein Jungel! Wenn Du zurückkommst, findest Du mich nicht mehr!“

Es kamen Tränen in seine Augen, und er kniete nieder, um ihre Hände zu küssen und zwischen den seinen zu drücken. Da er keine Worte fand, erhob er sich hastig, winkte mit der Hand und verließ das Zimmer, gefolgt von ihrem milden, ahnend geöffneten Blicke.

Eine halbe Stunde später saß er in einem offenen Landauer und fuhr zu den Minen hinaus. Die Sonne brannte im August auf die breiten, wohlig hingestreckten Südhänge, und die Luft stand zwischen den Obstgärten still wie in einer Stube. Nur hier und da stand noch ein fruchtbeladener Feigenbaum, und ein vereinzelter Weingarten harrte seiner Ernte — sonst waren alle Obstgärten fahl. Bloß die dichten Oliventrauben priesen die Ueppigkeit ihres Erdreichs, begannen sich aus dem graugrünen Laub zu heben und bräunten sich wie Pflaumen. Zwischen den krüppelhaften, altersverkrümmten Stämmen lagen ganze Felder von Kräutern, die sogleich, nachdem man das Getreide geerntet hatte, gesät worden waren. Auf langen Strecken standen die gestukten Artischocken und breiteten ihre Blätter aus, Sonne und Feuchtigkeit in sich saugend, um ihre Stiele bis zum Allerheiligentag dick und mürbe zu machen.

Ein kurzes Stück hinter den Tempeln hörten die Obstfelder und die gartenmäßige Bebauung des Erdreichs auf. Angelo warf einen letzten Blick nach Sirgenti empor, das wie ein Adlernest auf dem Gipfel seines Berges thronte. Dann ging es hinaus auf die öden Felder. Da und dort ging ein Bauer hinter seinem Holzpflug. Hinter ihm standen die tropigen Zwergpalmen und anderes, mehrjähriges Unkraut, das sein Pflug und sein Tier zu besiegen zu schwach gewesen. Das Ackerland sah aus, als habe ein gewaltiger Riese einen Baum mit der Wurzel ausgerissen und mit ihm über das Feld gefegt, wie man mit einem Besen fegt.

Angelo hatte sich aller Todesgedanken entschlagen — sie mit Gewalt von sich gewiesen. Aber nervös war er dennoch. Seine Büchse hatte er auf den Sitz vor sich gelegt, und er sah sich nicht um: vor Ueberraschen hatte er keine Furcht. Dennoch sah er in einer eigentümlichen Spannung da, an einer Waffe fichernd, die er sich eben erst angeschafft hatte: einer neuen belgischen Reculpistole mit Raum für zehn Mausepatronen, die in wenigen Sekunden abgefeuert werden konnten.

Plötzlich knallte sie. Eine Kugel pfiß durch die Luft dicht an dem Kutscher vorbei, der fast die Zügel verlor. Aber Angelo beruhigte ihn, daß es nur ein Versehen gewesen, und versprach, die Waffe von sich zu legen.

Sie kamen an einem Minenwerk vorbei. Der Schwefeldampf siderte aus den Oefen und glitt, alles beizend und ähend, was ihm in den Weg kam, als ein schwerer Qualm über die Erde hin. Sie fühlten sein Stechen in der Brust bis sie die Minen der Gräfin erreichten.

Sie waren wohl ein paar Stunden gejagren, als sie zu einer Holzbrücke kamen, die über ein vollständig ausgetrocknetes Flußbett führte. Es war unmöglich, zwischen dieser Fülle von runden Steinen in allen Größen auch nur die kleinste Wasserpfütze zu entdecken.

Der Brücke gegenüber lagen das Waagehaus der Minen

und das kleine Administrationsgebäude, zur Rechten, um den
Minenbrunnen gruppiert, Calcaroni- und Schmelzöfen.

Ein Arbeiter kam herbeigelaufen und half die Pferde
ausspannen.

„Der Graf hat es schlecht getroffen — der Ingenieur ist
eben heute nicht da.“

„Das ist sehr fatal,“ sagte Angelo mit verstellter Ueber-
raschung.

„Ja, denn er sieht es nicht gern, wenn jemand die Minen
besucht, ohne daß er selbst zur Hand ist. Ein Unglück kann ja
immer passieren. Und wer hat die Verantwortung?“

„Die muß ich wohl selbst tragen, nachdem ich nun einmal
herausgekommen bin.“

Er war seit seinen Knabenjahren nicht hier gewesen. Die
neuen Schmelzöfen hatte er nie gesehen.

Ein Werkmeister kam mit der Mütze in der Hand hinzu
und führte ihn in den großen Raum, wo zehn acht Ellen hohe
Eisenzylinder, die jeder ein paar Ellen im Durchmesser
maßen, mit Material gefüllt nebeneinander standen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

17

Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

„Du kommst aus der Versammlung?“ fragte Sölvi atemlos
Doktor Falkenberg.

„Ja, — die ist jetzt beendet — lassen Sie mich Ihnen gleich
sagen, Frau Forland, daß Faste jedenfalls nicht totgeschlagen ist.“

Es entstand eine tiefe Stille. Die Augen ruhten mit Sicherheit
auf ihm und die Gesichter zogen sich gleichsam in die Finsternis
zurück, bis Sölvi trotzig ausrief:

„Nein, ums Leben bringen konnten sie ihn ja auch eigentlich
nicht gut!“

„Ich dachte mir, daß Ihr noch aufsitzen und warten würdet,
da machte ich einen kleinen Abstecher im Mondschein, um Euch zu
benachrichtigen. Faste wurde durch einen Hasenmeister zurück-
gehalten, der mit ihm über den Molenbau sprach.“

„Durch den Hasenmeister?“ rief Frau Forland aus, — „läßt
sich darauf ein —“

„Ja, so können Sie wohl fragen, Frau Forland; und ich kann
Ihnen sagen, ich bin heute abend mehr als einmal in Verwunderung
geraten, nicht zum mindesten über meinen Herrn Schwager. Ich
hätte gesagt, Faste sei originell, eigenartig, vielleicht ein wenig
konfus —“

„Sage nur se h r konfus“, fiel ihm Sölvi in die Rede.

„Er fängt ja oft mit dem Ende an —“

„Ja — ah — der eine Gedanke verdrängt den anderen,“ gab
Frau Forland unglücklich zu, — „er hat zuviel in seinem
Kopf —“

Sie machte ein Gesicht, als erwarte sie jetzt den Schlag, die
eigentliche Nachricht.

„Nein, Frau Forland, — das ist jetzt meine Ansicht nicht mehr,
— nach den Vorgängen von heute abend. Der, der dort in der
Versammlung stand und redete und seine Zeichnungen und Pläne
dem Hasenvogt, dem Staatskondukteur, den Konsuln der Stadt
und der ganzen Reihe jüngerer Geschäftsleute erklärte, — war
ein beredter, klarer, zielbewusster Herr. Er fing ja allerdings ein
klein wenig linksch und ungeschickt an, wurde dann aber gleichsam
behender und fingerfertiger, bis es sich herausstellte, daß jedes
Gegenargument unerbittlich geschlagen wurde. Er wuchs sozu-
sagen die ganze Zeit hindurch, ich erinnere mich nie, eine solche
Seelenmacht irgendeinem Menschen aus den Augen leuchten gesehen
zu haben! — Wenn ich ihn morgen im alltäglichen Leben
wiedersehe, so werde ich ihn, glaube ich, gar nicht wiedererkennen,“
— scherzte der Doktor.

„Mir ist es, als hörte ich eine so schöne Hoffnung aus Ihrer
Stimme herausklingen, Doktor!“ rief Frau Forland mit strahlen-
den Augen aus.

„Ja, reden kann er,“ murmelte Agnete.

„Ja, sonderbar, wie das Wetter des Schicksals das Aussehen
einer Sache verändern kann,“ — fuhr er fort. „Heute abend war
man auf einmal gar nicht so ungläubig oder so abgeneigt, die
Sache zu stützen?“

„Was sagst Du? —“ entfuhr es den drei Mäthern auf
einmal.

„Ja, und der erste Schritt wird nun wahrscheinlich der Versuch
sein, die Sache zur Aktienzzeichnung aufzulegen.“

„Wahr scheinlich! — Ah, Du weißt nur nicht, Falken-
berg, wie höflich die Leute hier in dieser Stadt sind,“ meinte
Agnete. „Sie sagen einem so ungern direkt ins Gesicht nein.“

„Mein Haupteindruck ist jedenfalls der,“ erklärte der Doktor,
— „daß hier von der heutigen Versammlung an eine ganze Wen-

dung in der öffentlichen Meinung eintreten wird. — Der alte
Wortführer und Reifer Trygesen stand da ja ganz empört im
Interesse der Stadt und sagte, bis auf den heutigen Tag sei ihr
Wohlfstand auf dem vorsichtigen, gesunden Geschäftsgeist aufgebaut
gewesen. Aber aus leeren Hoffnungen und Schwindel und derg-
leichen ließe sich nichts Meekles für die Zukunft zurechtspinnen,
— wenigstens nicht auf seiner Reiserbahn!“

Aber da erhob sich Waggestad aus Wob — — Merkwürdig,
grübelte der Doktor, — „es gibt gewisse zurückhaltende, schweigsame
Seelen, die ein ganzes Leben lang im Distrikt anständig gewesen
sind und Geld zusammengespart haben, bis der Begriff von ihrem
Vermögen das unbegrenzt Mystische erreicht hat. Wenn so ein
stummer Bursche dann plötzlich explodiert und sagt: „Ich bin mit
dabei!“ — dann empfindet man es im ganzen Saal wie einen
feierlichen Druck, als sei eine neue Gewißheit geboren. Die Worte
waren gleichsam das Siegel, der Stempel des Abends! — Und
nun lagen sie mit den Köpfen über den Zeichnungen und haten
sich einer nach dem anderen Erklärungen aus — —“

„Aber dann können wir uns ja darüber freuen, daß Faste
wirklich Anklang gefunden hat, — es ist also keine Niederlage!“
rief Frau Forland.

„Ach, Mutter, diese ewigen Enttäuschungen!“ eiferte Agne-
te. „Aber Dir und mir hat er immer den Kopf verdrehen können.
Es war nur das eine, daß wir immer, immer wieder sahen, daß
niemand sonst an ihn glaubte.“

„Ja, ich habe auch nicht an Faste gezweifelt, Mutter, — hätten
wir nur in einer anderen Welt gelebt,“ verteidigte sich Sölvi.

„Und meine Stellung zur Sache,“ lachte der Doktor, — „ist
ja immer dieselbe geblieben. Ich habe nichts dagegen, Direktor
einer großen Badeanstalt zu sein; sehr viel aber habe ich dagegen,
in ein Unternehmen hineingezogen zu werden, das auf halbem
Wege stehen bleiben konnte als unausgeführtes Projekt.“

Es war ein eigenes Leben in das von dem roten Schein der
Lampe dämmerig erleuchtete Zimmer gekommen. Das Ereignis
des Abends war jedem einzelnen ins Blut gegangen. —

Und nun verlangte der Doktor, daß Sölvi Hut und Mantel
holen und einen Spaziergang mit ihm im Mondschein machen
sollte. Es war, als gestalte sich auch für sie die Zukunft neu. —

7.

„Forland! — Herr Forland! — Faste Forland — —!“
wiederholten drei, vier lustige Jungemädchenstimmen ihre Rufe
durch die Räume des halbfertigen Hotels.

„Kommt Ihr, um den Bau zu inspizieren?“ rief Faste; er
erschien in einer Fensteröffnung im zweiten Stockwerk.

„Ja, natürlich!“ lautete die Antwort. — „Mein Vater ist ja
Aktionär, da müssen wir doch kontrollieren.“

„Kommt herauf und seht Euch das wogende Meer an! Ich
will Euch die Treppe hinauf helfen, es ist noch kein Geländer da.“

Er reichte ihnen die Hand und zog sie über die obersten un-
fertigen Treppenstufen hinauf. —

Hopp — hopp — hopp — hopp — kamen sie alle viere.

„Bis zum nächsten Sommer wird alles tadellos werden. Nur
die Aussicht kann ich nicht verbessern, die ist fix und fertig. —
Nein, nein, Kirsten, geh da lieber nicht. Der kalte Tritt ist
da vor die Tür gestellt, weil die Veranda draußen noch nicht fertig
ist, — deshalb muß ich die Damen bitten, mit den leeren Fenster-
öffnungen fürlieb zu nehmen. — Nehmt Eure Kleider in acht!“

„Und hieraufhin ladet er uns ein, kona — wir, die
wir mit dieser Aussicht geboren und groß geworden sind!“ —

„Ja, als ob wir sie nicht zu Hause aus allen Fenstern hätten,
— nur ein wenig schöner. Ich glaube wirklich, Du hättest uns
etwas ganz Besonderes zu bieten, Faste!“

„Da steuert ein Dampfer auf den Hafen zu, das ist doch
immerhin etwas!“ gab Kathinka zu.

„Ah ja, etwas recht Langweiliges,“ meinte Kirsten. Diese
Dampfer, die in den Hafen kommen und dort anlegen und eine
halbe Stunde lang pfeifen und heulen, während die Kommando-
brücke von Touristen besetzt ist, die uns durch ihre Krimscheer be-
glosen und dann wieder weiterfahren.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom „fliegenden Menschen“.

Aus der Vorgeschichte der Flugmaschine.

Die glänzend gelungenen Flügel der Brüder Wright haben
einem uralten Traum der Menschheit sichtbare Erfüllung geschenkt:
Der an die Erde gefesselte Sterbliche braucht nicht mehr dem äther-
leichten Schweben des Adlers nachzuseufzen; die dumpfe Erdenichwere,
die ihn niederhielt ihm Staube, wird von ihm genommen, und vom
flüchtigen Wind getragen mag er den Vollen nachsegeln. Der
lenkbare Luftballon, wie überhaupt jede Maschine, die durch
Gas oder heiße Luft emporgetrieben wird, bedeutet ja nur
eine Station auf dem Wege zur Vollendung des Ideals
ziels: des „fliegenden Menschen“. Der Drang des nach Freiheit

Lehrenden Geistes, der stets darauf ausging, die Schranken irdischen Daseins zu sprengen und die Unendlichkeiten des Weltraums zu durchweilen, überwand in der Phantasie alle endlichen Grenzen und der erste Künstler und Forscher, der in der sagenhaften Dämmerung griechischer Kulturanfänge erscheint, Dädalus, veruchte in titanischem Stolz den ersten Menschenflug aus ganz dersehender Ueberkraft genialen Strebens heraus, aus der Faust des Volksbuches „nahe an sich Adlers Flügel, wolte alle Grund am Himmel und Erden erforschen, dann sein Fürwäg, Freiheit und Leichtfertigkeit stache und reizte ihn also.“ Schon im „Sai-king“, dem alten Liederbuch der Chinesen, wie im Liebesgedicht der Jüder flötet der sehnsuchtsvolle Liebhaber das allbekannte: „Wenn ich ein Vöglein wär.“

John Wilkins, „Abhandlung von mechanischen Bewegungen“ (1682). In diesem wird das Flugproblem auf folgende vier Arten gelöst: einmal ist es möglich zu fliegen mit der Hilfe Gottes oder auch des Teufels, indem Engel oder böse Geister den schwachen, sündigen Menschen darin unterstützen; dann kann man sich in die Lüfte erheben, wenn man sich durch große Vogel tragen läßt, wie dies denn auch in der alten Geschichte und in neueren Erzählungen vorgekommen; das dritte Mittel besteht in Flügeln, die direkt am Körper befestigt werden müssen, und viertens spricht der Bischof von „fliegenden Wagen“, für die er eine recht phantastische Konstruktion angibt. Lange bevor diese phantastischen Spekulationen erschienen, hatte bereits der genialste Genius der Renaissance die Probleme des Vogelfluges und der Flugmaschine in wissenschaftlicher Form erörtert.

Dem primitiven Menschen erschien die Nachahmung jener „beseelten Flugmaschine“, wie sie das Vorbild der Vogelwelt darbot, als möglich und natürlich. Man glaubte, daß der Vogel sich allein durch mechanische Arbeit mittels Flügelschläge in die Höhe hebe, und so konnte man denn wohl ohne Kenntnis einer wissenschaftlichen Theorie des Vogelfluges auf den Gedanken kommen, es diesen Seglern der Lüfte gleich tun und die Arme als Flügel benutzen zu können. Nicht unmöglich, daß Dädalus und die vielen anderen Sagenhelden, von denen ähnliches berichtet wird, Männer mit einer sehr stark ausgebildeten Muskulatur des Brustkastens waren, die sich mit Hilfe von an den Armen befestigten Flügeln von einer mäßigen Anhöhe ein wenig erheben oder von einem hochgelegenen Punkte sich langsam auf den Boden herabgleiten lassen konnten. Erst Berechnungen der modernen Wissenschaft, wie sie besonders Karyl und Helmholz angestellt haben, ergaben, daß eine die Fähigkeit des Menschen weit übersteigende Kraft notwendig ist, um einen Flugapparat von gegebenem Gewicht in der atmosphärischen Luft durch Flügelschläge schwebend zu erhalten. Der Mensch kann bei der größten Anstrengung, zum Beispiel beim Hinauslaufen über eine Stiege sein eigenes Gewicht pro Sekunde höchstens 1 Meter hoch heben, während die zum Fliegen nötige Arbeit mindestens das Fünffache beträgt. Doch genaue Beobachtungen des Vogelfluges lehren, daß es bei den Vögeln nicht anders ist; um allein durch mechanische Arbeitsleistung zu fliegen, müßte etwa ein Storch mit großer Geschwindigkeit ununterbrochen die Flügel schlagen und hierbei eine Pferdestärke Arbeitsleistung entwickeln. Nun schweben aber, kreisen und steigen die Störche fast ohne Flügelschläge hoch in den Lüften und schwimmen mühelos im Aether dahin. Aus diesem Widerspruch ergab sich dann die Erklärung, daß der Winddruck, ähnlich wie bei einem Papierdrachen, die gekrümmten schrägen Flügel nach oben treibt und das Gewicht des Vogels hält und alles auf die Erhaltung einer Gleichgewichtslage, auf eine Regulierung der Windwirkung durch verschiedenartige Stellung der Flügel ankommt. Gerade die großen, schweren Vögel, bei denen das Verhältnis ihres Gewichts zur Flügelfläche viel ungünstiger ist als bei kleinen Vögeln, sind Meister in der Kunst, sich ohne Aufwendung großer Kraft vom Winde tragen und heben zu lassen, und so muß denn auch dem Menschen diese Möglichkeit gegeben sein. Lilienthal, der die Theorie der Flugtechnik zu jener Höhe erhoben hat, von der aus erst die heutigen Erfolge erreicht werden konnten, hat den Kondor als vorbildliches Muster für den „fliegenden Menschen“ hingestellt. Von behutamen Gleitfliegern in einer schiefen Ebene, bei denen alle Resultate der wissenschaftlichen Beobachtung ausgenutzt wurden, sind die Brüder Wright ausgegangen. Von der erreichten Höhe der Entwicklung aber wendet sich der Blick mit Mühsamkeit den ersten phantastischen Versuchen dieser Art zu, verweist die Erinnerung bei den kühnen Märtyrern, die sich opferten für diesen ihnen noch unerreichbaren Traum und die als irdische Sonnenstürmer den furchtbaren Absturz erleiden mußten.

Leonardo da Vincis Untersuchungen über den Flug der Vögel und die dabei gültigen mechanischen Gesetze sind die Grundlage auch für die Arbeiten unserer modernen Flugtechniker geworden. Wie die Gesetze des Gleichgewichts den Flug der Vögel beeinflussen, hat er an der schiefen Ebene nachgewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß die Federn mit ihrer Entfernung vom Anhaltepunkt immer biegsamer und elastischer werden. Noch geeigneter aber als die Flügel des Vogels erschienen ihm die der Fledermaus als Vorbild für die Konstruktion eines Flugapparates. „Erinnere dich“, so schreibt er, „daß dein Luftschiff nichts anderes nachahmen darf, als die Fledermaus, denn sie hat die Hilfe der Flughaut und dies Gewebe macht eine Armatur oder besser eine Verbindung der Armatur, d. h. das Hauptsegel der Flügel aus.“ Diesen Gedanken Leonardos hat in unseren Tagen der Engländer Blicher wieder aufgenommen. Die Theorie des Vogelfluges haben dann andere Gelehrte wie Verelli und Navier weiter ausgebildet, ohne aber die Flugversuche des Menschen durch ihre Resultate zu fördern. Vielmehr blieben diese Experimente zunächst ganz der Praxis vorbehalten, und immer wieder fanden sich kühne Wagehälse, die ohne jede wissenschaftliche Gewähr an die menschliche Flugkraft glaubten. So kündete unter Ludwig XIV. ein französischer Seiltänzer Allard an, er werde vor den Augen des Sonnenkönigs von der Terrasse von St. Germain über den Wald von Vesinet fliegen, stürzte aber sogleich auf der Terrasse nieder und zog sich schwere Verletzungen zu. Größere Erfolge hatte ein junger Schlosser, Vesnier, der schon als Knabe von der Manie seiner Erfindung ganz erfüllt war. Er baute sich dann später ein Paar aus hölzernen Stäben bestehende bewegliche Flügel, die mit Musselin bespannt waren und auseinandergefaltet und zusammengeklappert werden konnten. Sie wurden an den Schultern gedreht, und zwar öffneten sie sich beim Zurückdrehen der Holzstäbe und falteten sich beim Herausdrehen zusammen. Diese Stoffflügel waren mit Füßen und Händen so verbunden, daß, wenn die rechte Hand den rechten Flügel herabdrückte, das linke Bein den linken Flügel herunterzog und umgekehrt, so daß man auf diese Weise die Bewegungen beim Gehen nachahmte. Vesnier stieg mit diesen Flügeln zunächst auf einen Stuhl und sprang von diesem herab, um sich in der Luft zu halten. Als ihm dies glückte, stieg er auf einen Tisch, dann wurde er fähiger und ließ sich von dem ersten und zweiten Stock eines Hauses in die Luft fallen. Es gelang ihm so glücklich, über das Dach eines benachbarten Gebäudes zu segeln, später soll er sogar über einen breiten Fluß geflogen sein. Aber die Versuche dieses ersten „fliegenden Menschen“, die zunächst großes Aufsehen erregten, sind für uns später in Dunkel gehüllt. Der stille bescheidene Schlosser mag bei seinen Experimenten ungelommen sein. Während Vesnier bald vergessen wurde und nur das Journal des Savants de Paris von 1679 eine Beschreibung seines Apparates aufbewahrte, machte im Jahre 1742 der Marquis von Bequeville ein ungeheures Aufsehen durch die Ankündigung, er werde von seiner Pariser Wohnung aus über die Seine fliegen. Eine zahllose Menschenmenge hatte sich versammelt und begrüßte den Marquis, der mit großen Flügeln an Händen und Füßen auf dem Dache seines Hauses erschien und sich in den weiten Raum erhob. Eine kurze Zeit ging es vorwärts, dann taumelte er und fiel gerade über der Seine auf das Deck eines Bootes herab, wobei er sich ein Bein brach. Er hat sich nie mehr dem unsicheren Elemente der Luft anvertraut, und ebenso sank der Kanonikus Desforges, der von dem Turm Guitet in Estampes ausfloß, schnell zur Erde, obwohl er mit rasender Geschwindigkeit seine Flügel bewegte.

Der Wunderglaube, der im Altertum wie Mittelalter ausgewählten Erdenjöhnen überirdische Kräfte zuschrieb, hielt auch die Kraft des Fliegens für eine Gabe, die ein dämonisches Wesen verleihen konnte. Der große Meister der Scholastik Roger Bacon hat in seinem Traktat über die „wunderbare Macht der Kunst und der Natur“ im 13. Jahrhundert zum erstenmal einen solchen Flugapparat beschrieben, ist aber wohl nicht mit ihm wirklich in die Lüfte gestiegen, wie man von ihm räumte. Die Renaissance lenkte dann die Aufmerksamkeit auf Beschreibungen solch künstlicher Flügel, wie sie die Antike gegeben hatte. Ein Mathematiker aus Peronne, J. B. Dante, stellte sich ein Paar künstliche Flügel her und versuchte sich in die Luft zu erheben, aber er fiel herunter und brach sich beide Schenkel. Ähnlich erging es einem gelehrten englischen Benediktinermönch, Oliver v. Malmsbury, dem die Schilderungen, die Ovid in den Metamorphosen vom Fluge des Dädalus gibt, zu Kopf gestiegen waren; er ließ sich Flügel anfertigen genau nach den Vorschriften, die er dort fand, und im festen Glauben an die Wahrscheinlichkeit dieser alten Erzählungen ließ er sich von einem Turm in die Luft nieder. Natürlich stürzte er sogleich zu Boden, brach beide Beine und blieb für sein ganzes Leben gelähmt. Doch sein Glaube an die Möglichkeit des Fliegens war nicht erschüttert und sein einziges Bedauern war nur, daß er nicht noch einmal den Versuch wagen könne; er würde nämlich, so versicherte er, sich dann noch eines Instrumentes in der Form eines Vogelschwanzes bedienen haben und damit sicher geflogen sein. Die Vorstellungskreise, auf denen solch unerhütterlicher mittelalterlicher Glaube geboren wurde, sind zum letztenmal zusammengefaßt in dem Werke des frommen Bischofs von Chester,

Als dann die Entdeckung des Luftballons in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts alle Gemüter beschäftigte, schien sich den Menschen auch eine neue Möglichkeit des Fliegens zu eröffnen. 1784 ließ Friedrich Meertwein ein Buch erscheinen: „Die Kunst zu fliegen nach Art der Vögel“, in dem er für den Menschen ein „angeborenes Recht“ des Fliegens in Anspruch nahm. Auch der Fallschirm, den schon Leonardo entdeckt hatte, der aber erst jetzt recht bekannt wurde, regte zu neuen Flugversuchen an. Die Erfindung des Ballons benutzte der Wiener Uhrmacher Jakob Degen für seinen Flugapparat. An einem kleinen Ballon, der ihn gerade in der Luft halten konnte, hängte er sich an, um den Leib einen Ledergürtel, der auch die Schenkel umschloß. An den Händen und Füßen, die er frei hatte, befestigte er sich große Flügel, die ihm die Fortbewegung und besonders die Lenkbarkeit ermöglichen sollten. Er wußte weite Kreise für seine Versuche zu interessieren, aber sie glückten nicht recht, und ein entscheidender Flug auf dem Champ de Mars mißlang; die wütende und enttäuschte Menge mißhandelte ihn und zerbrach ihm seinen Apparat. Er ist in Dürftigkeit und fast vergessen gestorben. Aber andere folgten ihm auf der Märtyrerbahn. Erwähnt sei der tollkühne Versuch von Colding, der sich aus einer

Höhe von 1800 Meter mit einem von ihm konstruierten Fallschirm in die Luft wagte, um zu fliegen, zur Erde stürzte und als formlose Masse liegen blieb. Das gleiche Schicksal erlitt Letur, der sein Glück in der Kombination eines Fallschirms mit zwei großen Flügeln versuchte. Auch er wurde unter seiner Maschine begraben, und nicht anders ging es dem Holländer de Groof, der mit einem interessanten Apparat einige Erfolge erzielte. Er stand in einem rechteckigen Holzrahmen, an dessen oberen Teil zwei Flügel von je zehn Meter Länge befestigt waren, die auf und ab bewegt werden konnten. Mit dieser Maschine, die einem phantastischen Vogel gleich, vermochte de Groof von größeren Höhen langsam abwärts zu schweben; als er aber den Flug von einem Ballon aus wagte, stürzte er und starb bald darauf an den Verletzungen, die er erlitten hatte.

Einen gewissen Abschluß erreichten all diese Versuche in der Methode des Ingenieurs Otto Lilienthal; er ist der eigentliche Vorläufer der Brüder Wright; seine Gestalt erscheint in dem tragischen Lichte, das alle die großen Anreger umfließt, denen ein ungünstiges Geschick die Vollendung verbietet und die nur den Kommenden den Weg bereiten dürfen. Lilienthal ging davon aus, daß sich das Flugproblem nicht durch große Maschinen mit Dampfmaschinen, wie sie etwa Giram Maxim konstruierte, lösen lasse, sondern allein durch das Studium des Vogelfluges und die Nachahmung des Segelfluges der großen Vögel. Er glaube auch zunächst nicht, durch Flügel schläge sich in die Höhe heben zu können, sondern er beschränkte sich mit seinem Apparat auf Segelflüge, die von erhöhten Punkten aus gegen den Wind schräg abwärts gingen. Mit ausgebreiteten Flügeln lief er den Abhang eines Hügels hinab und ließ sich dann von dem Winddruck durch die Luft tragen, bis er ohne Anprall den Boden wieder erreichte. Zuletzt konstruierte er ein Doppelflügelpaar, das zusammen 18 Quadratmeter Fläche bei 5 1/2 Meter Spannweite hatte; mit ihm hat er Versuche bei 10 Meter Windgeschwindigkeit gemacht, wobei der Wind ihn ohne Anlauf von der Spitze des Hügels hob und in fast horizontaler Richtung dahintrug. Bei einem solchen Flugversuch stürzte Lilienthal im Sommer 1896 am 10. August in der Nähe von Minnow bei Berlin aus großer Höhe zur Erde und erlitt einen Bruch der Wirbelsäule, an dem er kurze Zeit darauf starb. Wenige Wochen vorher hatte er bei einem Vortrag in der Berliner Gewerbeausstellung die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen, daß die von ihm geschaffenen Ansätze einer Fliegeklumpe zur Vollkommenheit ausgebildet werden würden; ja er deutete die Grundzüge einer neuen kühnen Erfindung an, an der ihn der Tod verhinderte. Sein Tod gab den Brüdern Wright die erste Anregung zu ihren Versuchen. Sein Suchen und sein Ahnen — es ist nun verwirklicht.

O. W.

Kleines feuilleton.

Vollkunde.

Rechtssymbole im altdeutschen Strafrecht.
Mit allen Rechten niederer Kulturstufen hat unser heimisches deutsches Recht das gemeinsame, daß im Gegensatz zum modernen Recht, welches sich aus abstrakten Rechtsätzen zusammensetzt, die Rechtshandlungen wenn irgend möglich verbildlicht wurden. Es ist dies das Zeitalter der Rechtssymbole. Ueber einige interessante altertümliche rechtssymbolische Handlungen bei Vollzug der Strafe für Rechtsverweigerung berichtet Dr. Markgraf aus Leipzig in dem neuesten Heft der „Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde“. Die schwerste Strafe des altgermanischen Rechts war die sogenannte Friedloslegung, das heißt dem Schuldigen wurden alle Mittel zum Leben entzogen. Man verhäutete seinen Brunnen, verlöschte sein Feuer, verpfälte sein Tor und ritz sein Haus nieder, um auf diese Weise den gemeingefährlichen Rechtsbrecher zum Verlassen der Heimat zu zwingen. Dies war aber fast immer gleichbedeutend mit der Verurteilung des Schuldigen zu einem langsamen, qualvollen Tode, denn nirgends fand der Friedlose Aufnahme, bis er schließlich von den Tieren des Waldes zerrissen wurde oder eines schmachvollen Hungertodes starb. Allmählich schwächten sich jene Handlungen, durch die man die Friedloslegung einleitete, zu rechtssymbolischen Handlungen ab, wie sich aus den Beistämmern und anderen Rechtsquellen des ausgehenden Mittelalters nachweisen läßt. Nach dem Beistum von Kreuznach wurde beispielsweise dem, der den Herzins verweigerte, ein Sieden vor die Tür geschlagen, und so oft er darüber ging, mußte er die höchste Geldbuße, 60 Schilling, zahlen. Selbstverständlich war dies ein probates Mittel, um in Kürze selbst den Trotz des Widerspenstigsten zu brechen. Eine ähnliche Methode berichten die Beistümer von Bacharach. Lehnte nämlich einer die Wahl zum Schöffen ab, so zog der Schultheiß mit zwei Schöffen einen Faden vor seine Tür, so oft nun der Hausherr oder sein Gefinde über den Faden ging, mußte er die höchste Buße zahlen. In einem luxemburgischen Städtchen war es um die Mitte des 15. Jahrhunderts üblich, daß widerspenstigen Schuldnern, die sich der Pfändung durch den geschworenen Gerichtsboten widersetzen oder das Pfändstück sich widerrechtlich aneigneten, mit Hilfe von Bürgern der Fißt des Hauses entzweigebannt wurde. Es ist dies offenbar eine Abschwächung des Niederreißen des Hauses, der altgermanischen Wüstung. In einem

anderen luxemburgischen Orte, in Fillsdorf, schickte man noch in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts an den Pfandverweigerer viermal eine Aufforderung. Jedesmal mußte er Buße zahlen. Gab er dann noch nicht nach, dann wurde ihm Wasser und Weide verboten. Galt auch das noch nicht, so wurde er ausgewiesen, indem man ihm das Feuer ausschüttete. Nach dem Blutracht von Bacharach trat das „Verzelen“ des Rechtes ein, wenn sich der Mörder oder Totschläger dem Gericht nicht stellte. Der Richter schwang im Volksgerichte feierlich die Fadel oder zerbrach den Stab. Der so Verurteilte war dann rechtlos und ehelos und konnte von den Verwandten des Ermordeten bis zum achten Geschwisterkinde ohne Buße geschlagen werden; ja selbst wenn er getötet wurde, war nur eine geringe Scheinbuße verwirkt. Durch das Eindringen des römischen Rechts, das schon vollkommen durchgebildet war und Rechtssymbole daher nicht mehr kannte, verschwanden allmählich diese volkstümlichen Bräuche, die den Juristen unverständlich und sinnlos erschienen, da ihnen das historische Verständnis fehlte. In der Sprache und im Kinderspiel haben sich aber bis heutigen Tages noch Anklänge an jene längst vergangene Rechtsperiode erhalten: Der hegende Faden, der bei Vermeidung einer Buße nicht überschritten werden darf, ist unseren Kindern gar wohl bekannt, und „den Stab über jemand brechen“ ist noch heute eine volkstümliche Redensart.

Aus dem Pflanzenleben.

Wleichsüchtige Pflanzen. Mit der Bezeichnung „Wleichsücht“ wird häufig Unfug getrieben, indem man jedes junge Mädchen, das etwas blaß aussieht, bleichsüchtig nennt. In Wahrheit ist die Wleichsücht (Chloroso) eine schwere und gefährliche Krankheit und sollte nicht mit einer geringfügigen Blutarmut verwechselt werden. Auch bei Pflanzen hat man von Wleichsücht gesprochen, namentlich hat der deutsche Botaniker Erwin Baur wichtige Forschungen über diesen Zustand angestellt, der sich bei manchen Gewächsen auch künstlich hervorrufen und ebenso wieder beseitigen läßt. Dieser Umstand wird dadurch erklärlich, daß die Pflanzenbleichsücht eine ansteckende Krankheit ist, die sich übrigens in einer Verfärbung der Blätter kundgibt. Daß es sich um eine Krankheit handelt, geht auch daraus hervor, daß sich die Eigenschaft nicht durch Samen vererbt, sondern wenn ein Gärtner aus Laune bleichsüchtige Pflanzen ziehen will, so kann er es nur durch Pfropfung erreichen. Ursprünglich wurde die Wleichsücht bei der Familie der Malven entdeckt, später aber auch beim Liguster, beim Goldregen, bei der Esche, der Eberesche und beim nordamerikanischen Kleestrauch oder Hopfenbaum nachgewiesen. Durch diese große Verbreitung erhält die Krankheit naturgemäß eine erhöhte Wichtigkeit. Baur hat weiterhin in mehreren Arbeiten (in den Berichten der Botanischen Gesellschaft) gezeigt, daß der ansteckende Stoff, der die Pflanzenbleichsücht erzeugt, in gewissen bunten Stellen der Blätter entsteht und sich nur unter dem Einfluß von Licht bildet. Dieser Krankheitsstoff teilt sich dann freilich auch der Rinde mit und kann einfach dadurch von einem Gewächs auf das andere übertragen werden, daß man kleine Stücke der Rinde von der kranken Pflanze auf eine gesunde aufspritzt. Besonders merkwürdig ist außerdem die Entdeckung, daß das Krankheitsgift, wenn es auf einen für die Wleichsücht nicht empfänglichen Baum übertragen wird, in diesem doch seine Wirksamkeit nicht verliert, sondern sofort sich wieder betätigt, wenn auf einen solchen Baum Zweige eines für die Krankheit empfänglichen Gewächses aufgespritzt werden. Eine Gefahr für das Forst- und Gartenwesen scheint die Krankheit glücklicherweise nicht darzustellen.

Astronomisches.

Wie sind die Jupitermonde entstanden? Ueber den Ursprung des neu entdeckten achten Jupitermondes herrschen in der astronomischen Welt widerstreitende Ansichten. Während der englische Gelehrte Forbes die Ansicht ausgesprochen hat, daß der jüngst entdeckte Jupitertrabant der seit langer Zeit verloren gegangene Legeßische Komet von 1770 sei, der in der Anziehungssphäre des riesigen Gestirns im Jahre 1779 festgehalten wurde, gibt Professor Carrida del Marmol der Vermutung Raum, daß der sechste, siebente und achte Mond eher Asteroiden (kleine Planeten) sein könnten, die in der gleichen Entfernung wie der Jupiter um die Sonne kreisten und von ihm abgefangen wurden. Der gleiche Gelehrte weist auch auf die Möglichkeit hin, daß die Satelliten (Nebensterne) des Saturn, Hyperion, Iphigenia und Phoebe, gleicher Herkunft sein könnten. Auf eine Anfrage der „Nature“ hat sich nun der Entdecker des achten Jupitermondes, Melotte, dahin ausgesprochen, daß die photographischen Bilder des Mondes keinerlei Anhaltspunkte für eine diffuse (lockere) Beschaffenheit geben, wie sie bei einem Kometen vorhanden sein müßte, sondern daß der achte Jupitermond von ebensolcher Beschaffenheit sei wie alle übrigen. Dagegen hat der Legeßische Komet in seiner größten Erdnähe ganz deutlich eine Nebelhülle um den Kern erkennen lassen. Melotte weist ferner darauf hin, daß andere große Planeten wohl auch noch von Monden umkreist sein können, die infolge ihrer Kleinheit bisher der Beobachtung entgingen und gleichfalls rückläufig ihr Zentralgestirn umkreisen, wodurch weitere Belege für das rätselhafte Verhalten der jüngst entdeckten Erabanten geschaffen würden.